

Im warmen Nest.

Roman von G. von Winterfeld-Warnow.

(25. Fortsetzung und Schluss.)

Klara hatte den Brief wieder und wieder gelesen. Was es ihre stolze Schwester gelostet hatte, so zu schreiben, das konnte nur sie wissen, die dies begabte, aber eigenwillige Mädchen hatte heranzüchten sehen. Und dann schrieb sie ihr ein paar kurze, besorgliche Worte, die in dem einen Gedanken gipfelten: Komm, ich bin glücklich, daß nichts mehr zwischen uns steht!

Das Pfingstfest sollte alle Geschwister wieder einmal vereinen. Gertruds Hochzeit, die Klara mit mütterlicher Sorgfalt ausrichtete, war der Anlaß, daß seit des Vaters Tode zum ersten Male wieder alle beisammen sein würden.

Auch Eberhard kam um diese Zeit nach Deutschland, und die verheirateten Geschwister sollten ebenfalls kommen. Alle acht wollten sie einmal wieder in Vaters Hause versammelt sein. Da war es auch, daß vorher die Wintergäste das Haus verlassen konnten.

Der Neubau der Alarshütte war vollendet, und da es jetzt zum Sommer ging, würde er auch bald austrocknen und bewohnbar werden.

Eines Tages hatte Klara in dem schönen, neuen Wohnzimmer das beste Damastgedeck und das schönste, alte Familienbild auf dem Eschisch in der Mitte des Raumes aufgestellt.

Blumengirlanden schlangen sich um das Tafelgeschir, und als die Sonnenstrahlen schon scharf in's Fenster fielen, da bracht sie Bruder, Schwägerin und nicht mit dem Wagen heraus und führte sie in den geschmückten Tisch. Hier saß zu dem Herrn wieder, Wilhelm; möge es dir ein Anß des Friedens nach schwerer Arbeit sein.

Er schüttelt beugte sich Wilhelm Bradmann über die Hand der Schwester, der treuen, sorgenden, und drückte einen so ehrwürdigen Kuß auf diese schmale Hand, die schon so oft geschlichtet und geordnet hatte, wenn im Hause Bradmann etwas rauh und unklar war.

„Ich, meine Handlung?“, lachte sie. „Das laß nur sein, daran bin ich gar nicht gewöhnt!“

Aber er konnte der Kühlung nicht ganz Herr werden und sagte ernst: „Klara, du hast mich gelebt, daß auch eine Frau schön ist, in großem Betriebe etwas zu leisten. Ich habe immer Freude an deiner Arbeit.“

„Und wie dir, Klara? Ja, wenn wir dich nicht gehabt hätten!“

„Wißt? Nein! Die Hausfrau war das warme Nest, das Vaters Wille uns, seinen Kindern, in weiser Voraussicht geschaffen hat. Klara es auch allen jenseitig hier auf Alarshütte wie bei mir ein Heim bleiben, das soll mein Streben sein, solange ich lebe. Und später tritt eine andere an meine Stelle und sorgt weiter. Nicht wahr, Eberhard?“

Sie sog die Nichte liebevoll an sich. Und vertrauensvoll und hoffend blinzelte sie zu ihm auf.

Nur Eva konnte sich noch nicht dollkommen in all den Wechsel finden. Sie hätte für ihre Tochter ganz anderes gewünscht: eine stolze, reiche Geizhals. Sie stieg sich zwar in ihr Geschick, sie ging auch mit gutem Willen an die eigene Tätigkeit, aber ein stiller Leid blieb in ihr auf die Schwägerin, die ihr stets die Liebe der Ihren zu rauben schien. Sie konnte so rasch nicht eine andere werden.

Aber der Wille, für Mann und Kind zu arbeiten, war da.

So würde vielleicht auch die Zeit Freudigkeit und Seligen bringen.

Nun waren sie wieder alle in das alte Familienhaus eingeleitet, die vor jetzt bald drei Jahren nach dem Tode des alten Herrn Bradmann dort beisammen gewesen hatten, um die Verlesung des Testamentes anzuhören; die verheirateten Geschwister mit ihren Männern, die drei Brüder Wilhelm, Eberhard und Henning, Frau Eva und die drei Schwestern Klara, Gise und Gertrud. Auch Justizrat Salburg, der alte Freund und Berater des Hauses Bradmann, war zugegen. Als neue Glieder der Familie nahm die Jugend — Bruno, Gertrud und Gise — teil, und außer ihnen war als Hauptperson Doktor Jensen zu nennen, der morgen für immer in den Kreis aufgenommen wurde.

Denn morgen war Gertruds Hochzeitstag.

Die Heilige, junge Braut war heute der Mittelpunkt des Interesses. Sie entzückte alle durch ihre strahlende Glückseligkeit, die in den blauen Augen glänzte, von der weißen Stirn leuchtete. Sie war stiller als sonst und durfte auch nicht so geschäftig

bin und herlaufen, um für alle zu sorgen. Das litt Klara nicht. „Heute ist dein Ehrentag, Kleinen, heute wirst du bedient.“

„Eigentlich erst morgen, Klara!“ lachte sie.

„Rein, morgen ist viel Unruhe und äußerliche Feierlichkeit. Heute bist du zum letzten Mal hier im alten Heim als mein Kleines. Morgen kommen wir alle erst in zweiter Linie. Nicht wahr, Kurt?“

„Hoffentlich!“ sagte Doktor Jensen ernstlich.

„Pui, Kurt, wie kannst du das sagen!“ fuhr Bruno auf. „Tante Klara bleibt immer, immer die Beste und Wichtigste für uns alle!“

„Nun heißt du, Klara,“ sagte seine Mutter, „und da soll ich nicht eifersüchtig sein?“

„Ja, Mutter, das bist nun alles nichts. Seit Tante Klara mir auch noch zu meinem Beruf verholfen hat, seitdem weiß ich gar nicht, wie ich ihr's genug danken soll.“

„Ja, ja, das schreckliche Meer!“ seufzte Frau Judith. „Ich werde nie mehr eine ruhige Stunde haben!“

„Dah' gut sein, Mutterchen, du schienst dich auch noch damit aus,“ tröstete Amstrichter Bergholt. „Wenn dein Junge erst in der kleidsamen Uniform der Seefahrer nach Hause kommt, dann ist meine Mütze ja viel zu stolz auf ihren Sohn, dann redet sie nicht mehr so.“

„Und wenn er einsam auf Wache steht in der Sternennacht, während das Schiff durch die stillen Fluten dahingleitet, dann liebt er seine Mutter und seine Heimat tiefer, inniger, nachhaltiger, als wenn er im täglichen Einerlei und Strudel des Großstadtlebens kaum Zeit hat, an sie zu denken. Das glaube mir, Judith.“

Es war Eberhards ruhige Stimme, die so gesprochen hatte, und jeder fühlte, daß er aus eigener Erfahrung sprach.

„Aber das Wasser hat keine Balken!“ lachte Henning aus dem Hintergrunde, wo er sich in seiner beliebigen Manier im Schaukelstuhl wiegte.

„Hat denn deine Luft Balken, mein Junge?“

„Oh, die Luft, das ist ganz etwas anderes! Das Aufsteigen in die Höhe ist so herrlich, das stille Geleiten in den Wolken so wunderbar, daß ich jetzt ganz genau weiß, weshalb trotz aller Unglücksfälle, trotzdem so oft die Fingergelbturner, immer wieder die Pioniere der Luft sich finden, die dies neue Terrain erforschen.“

Es ist der Zauber der Luft, der sie fesselt, der Zauber des Fluges, der seit Klaras Zeit die Menschheit in seinem Banne hält.“

„Erzähle doch einmal von deinem jüngsten Ausflug, Henning, du bist uns den Bericht noch schuldig.“

Henning ließ sich darum nicht zweimal bitten.

„Wir waren mit dem Kugelflighton „Elektron“ am Sonnabend nachmittags in Bitterfeld aufgestiegen,“ erzählte er das Wort. „Flüger war der Kaufmann Sonne, der an diesem Tage seine zwanzigste Fahrt unternahm. Außer mir befand sich noch ein Herr von der Luftfahrt-Gesellschaft in Bitterfeld in der Gondel und zwei Herren aus Leipzig. Es war eine größere Fahrt nach Süddeutschland geplant, für die wir uns ausreißend verproviantiert hatten. Der Aufstieg ging sehr glatt von statten. Es herrschte fast völlige Windstille, und der Ballon zog in langweiliger Fahrt in westlicher Richtung davon. Die Fahrt ging dann bei schönem Wetter und klarer, heller Nacht stoll über Mitteldeutschland dahin. Es war ein herrliches Gefühl, so ganz ohne Stößen und Rütteln, so glatt dahin zu segeln durch den Himmelsraum. Unter uns erblinnten wir von Zeit zu Zeit die kleinen Dächer einer größeren Stadt, überflogen dann wieder viele kleinere Orte, die ich nicht alle mit Namen weiß. Bis um 12 Uhr nachts bei südöstlichem Winde in Höhe von 442 Meter Dresden überflogen. Dann ging es ins gebirgige Elbtal. Da lernte ich auch die Gefahren der Luftfahrt kennen. Zwischen Gernhüt und Lauban tobte ein ungewöhnlich heftiges Frühgewitter. Die elektrischen Entladungen folgten sich rasender Schelle, und es war gut, daß wir einen so erprobten Führer hatten; so konnten wir den Gewitterwolken ausweichen, indem wir Ballast auswarfen.“

Es war ein grausig-schönes Schauspiel, wie Blitz auf Blitz herniederging und wir die schweren Gewitterwolken unter uns sahen. Doch da unser Führer bei dem Unwetter die nun kommenden Höhenzüge des Riesengebirges fürchtete, verfuhrte er zur Landung zu schreiben — und es glückte. Ein paar mal hatte ich meine Seele schon Gott besohlen. Aber wir kamen auf einem weiten Kornfeld bei Dohnau unversehrt zur Erde. In einer sogenannten Schallise — Schützenau liegt es wohl bei uns — wurden wir freundlich aufgenommen, und der Ballon wurde geborgen.

Am nächsten Morgen haben wir, daß wir auf einem sehr interessanten Flecken Erde gelandet waren. Es war das Schlachtfeld von Ragbath. Bei Dohnau steht die Ragbath; dort hat man auch ein Denkmal, den sogenannten Mähnel, errichtet, einen Säulen großer Feldsteine, auf dem oben die Spitze aus Ruageln aufgeschichtet ist, die auf dem Schlachtfeld gefunden wurden. Auch ein Kreuz auf dem Denkmal ist aus Ruageln gebildet. Sehr interessant in Dohnau war auch für uns das Museum, das erste Dorfmuseum, das Deutschland hat, und das erst im vorigen Jahre eröffnet wurde. Hier sind alle die Erinnerungen an die Schlacht auf den Feldern zwischen Ragbath und Reiffe aufbewahrt: Kugeln und Flinten, Uniformstücke, Randaren und Hülsen. Und außerdem hat man hier verzeichnet, was es an Büchern und Bildern, Photographien und Wäffeln von Büchern und seinen Feldern gibt, kurz, alles, was auf das Jahr 1813 Bezug hat.

Auch der nahegelegene Ort Kroitzsch hat seinen Denkstein, aber zum Gedächtnis an 1866. Wir gingen auch da hinüber und besahen dort noch das schöne Kroitzscher Schloß, das im Besitz der Familie Enger ist, und den Park mit den uralten Baumreihen, dem seit hundert Jahren rauschenden Ragbathweber und den vielen Erinnerungen und Altertümern, die das Schloß birgt, ehe wir mit unsrem Ballon der Bahn von Station Witzsch über Leipzig nach Bitterfeld zurückfuhren. ...

„Das ist wirklich eine erlesene Tour gewesen,“ bemerkte Eberhard. „Aber war nicht die Erde mit ihren Erinnerungen doch interessanter als die Luft?“

„Interessant vielleicht — vielleicht. Aber schöner, größer, hehrer ist der Eindruck der Luftschiffahrt, und ich werde hoffentlich bald ganz zur Luftschiffahrt übergehen können.“

„Als Sport?“

„Nein, als Beruf.“

„Geben kam Gise wieder herein, die draußen Klara geholfen hatte bei den häuslichen Anordnungen für die beiden Gäste.“

Da hat Gertrud: „Gise, fangst du uns nicht noch ein Lied?“

„Ja, Gertrud, gern. Ich sollte eigentlich morgen in der Kirche singen; aber lieber tue ich es heute abend hier.“

Sie trat an den Flügel und sang Reih's Worte, die schon oft einer Braut mitgegeben wurden als Leitsaden für den Eheweg:

„Wo du hingehst, da will ich auch hingehen, und wo du bleibst, da bleibe auch ich. Dein Gott ist mein Gott, und dein Volk ist auch mein Volk. Wo du stirbst, da sterbe auch ich, wo du ruhest, will ich begraben sein, und nur der Tod soll uns scheiden.“

Alle lauschten ergriffen von dem herrlichen Gesang. Gertrud lehnte den Kopf an die Schulter des Besorgten, Gise schmiegte sich an die Mutter. Klara war leise aufgestanden. Jetzt trat sie zu der Schwester, die noch selbstvergessen die Hände auf den Tasten ruhen ließ. Sie legte ihr die Hände auf die Schulter und sagte: „Das war ein schöner Schluß für den heutigen Abend — ich danke dir, Gise! Und ich freue mich, daß du heimgeleitet bist zu mir und in das Haus, das Vaters Liebe uns gegründet hat. Hoffentlich wird es die nicht zu schwer sein, hier in der Stille bei mir auszubringen. Dann steht dir ja auch immer wieder der Flug in's Leben offen.“

„Ich glaube nicht, daß es mich noch einmal hinaustrreiben wird. Ich habe die Stille und den Frieden dieses Heims schon gelernt — und die Liebe, Klara,“ sagte Gise leiser hinzu, indem sie innig zu ihr aufblickte.

„Ja, also!“ sagte Justizrat Salburg. „Mein alter Freund Bradmann würde zufrieden sein, wenn er heute unter uns wärelte. Ein warmes Nest hat er seinen Kindern bereiten wollen, und das ist es durch Sie geworden, Fräulein Klara. Und wenn auch wieder mal Stürme kommen im Leben — und die werden in einem so großen Nest nicht selten — dann wissen Sie alle, wohin Sie zurückkehren können, wenn's draußen zu bunt wird, nicht wahr?“

„Das wissen wir, und das wollen wir!“ sagte Eberhard fest.

— Hyperbel. Der Komponist Klumperer ist ein so großer Musik-Enthusiast, daß er, wenn er auf Reisen geht, nur einen Harmonikatzug benutzt.

— Neues Wort. Köchin A.: So — deine Gnädige ist auch neudeut?

Köchin B.: Und der gnädige Herr auch, das Eine nervst her und das Andere nervst hin!

— Widersprechend. A.: Wer war der Herr?

B.: Der reiche Rentier Müller, ein sehr angelegener Mann.

A.: So, so, das sieht man dem gar nicht an.

— Bewiesen. Engländer: „Sie sein das Wort, was sind so groß mit die Gatt?“

Wirt: „Dös ichimmst scho, aber nit grad zu an jeden Laffen!“

Die Sphinx.

Eine seltsame Geschichte von Amy v. Baurhund.

In dem lichten Gartenalon lehnte die junge Gräfin Firnburg in einem breiten, altmodischen Armstuhl, der wunderbar, gelblich, etwas verblühten Brodatstoff überzogen war. Sie trug ein eiseneinfarbenes Spitzengewand, das die herrlichen Arme und Schultern frei ließ; in den schmalen Händen hielt sie lässig eine leuchtende Rose, die sich wie ein Blüßel von dem hellen Gesicht abhob. Um den Hals schlangen sich mehrere Reihen auserlesener schimmernder Perlen, dazu trug die schöne Frau in den rötlichen Ohren und an den Fingern, sowie in den blickenden Wällen des überigen rotbraunen Haars fast überreichen Schmuck von wunderbaren Brillanten.

Gräfin Hildegunde Firnburg wurde gemalt und hatte dazu den gesamten berühmten Familien-Schmuck angezogen, der sich schon seit mehreren Generationen im Hause der Grafen fortgeerbt hatte. In diesem Schmuck waren sie alle gemalt, die Frauen des alten Geschlechts. Oben im Bibliothekszimmer hing die Bilder und gab den Kunde von dem Glanz und Reichtum des Hauses.

Professor Grader, der berühmte Meier schöner Frauen, sah vor seiner Staffelei, auf der das beinahe fertige Bild der Gräfin stand. Er unterbrach seine Arbeit einen Augenblick und sagte mit bedauerndem Kopfschütteln: „Schade, gnädigste Gräfin, daß die Brillanten nicht mehr in Ihrem Familienbesitz befinden, die ich auf fast allen Bildern der einsigen Gräfinen Firnburg gesehen habe.“

Die Angeredete nickte: „Ja, Herr Professor, es ist schade, aber es trägt mich immerhin, nicht die einzige Firnburg zu sein, auf deren Bild das eigenartige Schmuckstück fehlt, von dem die Chronik unseres Hauses erzählt, daß es bereits im Besitz Maria Sturats gewesen sein soll. Bereits die Großmutter meines Mannes ist ohne die Sphinx gemalt, ebenso seine Mutter.“ Sie zuckte die Achseln: „Wo die Sphinx hingekommen, niemand weiß es. Vater und Großvater meines Mannes standen schon ebenso vor diesem Rüssel wie wir. Das ganze Schloß ist mehrmals und gründlich danach durchsucht worden, auch sonst wurde bereits eifrig geforscht, aber trotz des Suchens und Forschens fand sich weder die Sphinx selbst, noch eine Spur, wo sie geblieben; es ist merkwürdig.“

Der Professor ließ abermals ein halbblaues „Schade“ hören, dachte aber, daß er eigentlich nichts so besonderes Wertwüßiges an dem Abhandkommen eines Schmuckstückes, noch dazu eines so aparten, schönen, finden könne. Eifersücht konnte es kein leger Befiz zu Gebel gemacht haben, und zweitens, gestohlen wird noch heute, und geringe Hände, die sich unbekümmert um „Mein und Dein“ nach fremdem Gut ausstrecken, hat es zu allen Zeiten gegeben.

Die Gräfin sah die Gedanken des Professors zu erraten, denn mit seinem Köcheln fuhr sie fort: „Aus Gelbnut wurde die Sphinx sicher nicht veräußert, denn die Firnburgs hielten allzeit ihr reiches Vermögen zusammen. Man behauptet sogar deshalb, die Firnburgs seien geizig. Nun könnte das Schmuckstück noch irgendwohin veräußert sein, aber auch diese Annahme zerfällt.“

Jetzt brühte das Gesicht Professor Graders eine leichte Neugierde aus. „Darf ich auch das „Warum“ erfahren, gnädigste Gräfin?“

„Weshalb denn nicht,“ gab die Dame des Hauses liebenswürdig zurüd, „und wenn ich Ihnen das „Warum“ erklärt haben werde, dann begreifen Sie vielleicht zugleich erst richtig, aus welchem Grunde wir und zwei Generationen vor uns die Sphinx besonders im Schloße suchten.“

„Ich bin aufs äußerste gespannt.“

„Da kommen Sie aber, bitte, von der Staffelei fort, Herr Professor, denn ich kann Ihnen die Geschichte nicht so rasch erzählen und für heute haben Sie auch genug getan.“

Bereitwillig erhob sich der breit-schultrige Mann, räumte seine Händchen beiseite, und mit einem scherzhaften: „Die Hände wasche ich mir später farbenerin, jetzt bin ich zu ungebürlich,“ nahm er der Gräfin gegenüber Platz.

Die schöne Frau quitierte mit einem Lächeln und begann: „Irgend-mutter Schille ist die letzte, die auf ihrem Bilde die Sphinx trägt. Sie soll eine Frau von sonderbarem Charakter gewesen sein. Sehr klug, aber wenig beliebt. Besonders ihre maßlose Spottlust und Bosheit, die sie an jedem, ohne Unterschied, ausließ, wenn es ihr pakte, machte sie gefürchtet und verhaßt. Nun geht in unserer Familie die Mär, daß von der Sphinx das Bild der Firnburgs hinge, und wenn die kluge Frau Schille auch jedenfalls nicht daran geglaubt hat, so mag es ihr dennoch ein Vergnügen bereitet haben, durch Verschwindenlassen des Schmuckstückes minder kluge Enkel ein wenig zu ängstigen. Zufall oder nicht, jedens-

falls aber war den Firnburgs, die nach ihr kamen, das Bild wenig held. Ihr einziger Sohn, meines Mannes Großvater, führte vom Gaul, brach sich beide Führe und lebte als Krüppel ein elendes Leben. Sein Sohn, meines Mannes Vater, war die letzte Jahre vor seinem Tode tiefsinnig und menschensüchtig. Gott sei Dank, mein Mann ist gesund,“ das Antlitz der Erzählenden ward sehr ernst. „Aber von der Sphinx darf ich ihm nicht mehr sprechen, seit auch seine Nachforschungen danach vergeblich geblieben, denn wenn ich davon rede, wird er so fassam, und ich meine dann, er glaubt wirklich, daß an der Sphinx das Bild des Hauses hängt. Ich muß dann immer daran denken, daß sein Vater tiefsinnig geworden und das beängstigt mich zuweilen.“

„Aber teuerste Gräfin, das sind Hirngespinnste,“ beruhigte der Professor.

„Mog sein, ich will es wenigstens hoffen.“ Die junge Schönheit konnte einen kleinen Seufzer nicht unterdrücken. „Doch nun hören Sie weiter, das Interessanteste kommt noch. Dazu muß ich aber von Spille Firnburg weitersprechen. Nicht vor ihrem Tode, da rief sie ihren Sohn und sagte zu ihm, falls ihm das Bild des Hauses wert sei, möge er sich Papier und Feder zurechtlegen und aufschreiben, was sie diltiere. Der Sohn gehörte natürlich keinen Augenblick dem mütterlichen Verlangen zu entsprechen. Es war ein Verß, ein seltsamer Verß, den sie ihm diltierte, und der Sohn begriff ihn nicht. Doch als er ihn zu Ende geschrieben und die Mutter um eine Erklärung bitten wollte, da schloß Frau Spille die Augen zum ewigen Schlummer. Sie hätte ganz gut noch ein wenig mit dem Sterben warten können, aber das war natürlich nur Bosheit von ihr. Die Ueberlebenden sollten sich quälen, den Verß zu erklären, der seinem Inhalt nach im engsten Zusammenhang mit der Brillantensphinx stand, die man bald nach dem Begräbnis der Verstorbenen vermigte. Die Niederschrift des Verßes ist verloren gegangen, aber alle Firnburgs kennen ihn auswendig, er vererbt sich wie ein Vermächtnis und regt immer wieder dazu an, nach der Sphinx zu suchen.“

„Und doch auch ein Aufsehen erregendes den Verß erfahren?“ Des Professors Hand spielte mit seinen Bartspitzen.

„Nicht jeder, Herr Professor,“ erkläre die Antwort, aber Ihnen will ich ihn nicht vorenthalten.“ Und langsam gitterte der hübsche Mund:

„Jäh! nicht von rechts, doch fünf von links.“

Dann grüßte sicher die die Sphinx,“ erkläre er hinter ihm, und als sich der Künstler umwandte, stand er dem Schloßherrn gegenüber, der ihm freundlich die Hand reichte und erklärte meinte: „Ich wollte mir ein Buch aus der Bibliothek holen und finde Sie nun hier, wie es scheint, dabei, des alten Verßes Tiefe zu ergründen. Meine Frau sprach Ihnen wohl davon. Lassen Sie's, es ist verlorene Liebesmüh.“ Ein melancholischer Zug spielte um seinen Mund. „Um die Sphinx tät es mir nicht leid, aber um Firnburgs Bild ist's schade!“

Der andere hörte kaum, was der Graf sprach, er stand noch immer vor Frau Spilles Bild und sprach nach: „Dann grüßte sicher die die Sphinx,“ dabei deutete seine Rechte auf die gemalte Brillantensphinx, die Spille trug. Noch einmal sprach er die Zeile und der Graf begriff, welcher Gedankenausgang der Professor verfolgte, und leise sagte er, indem er nachdenklich das gemalte Schmuckstück betrachtete:

„Boh' eifrig ihr ein Nägelein,“ Tief in die breite Stirn hinein.“

Dann fuhr er fort: „Wenn man genau wüßte, ob man des Nägeles Lösung fände, wäre es wohl nicht schade, ein Nägelein durch die breite Stirn der Sphinx zu bohren und damit zugleich durch das Bild der hochhaften, spöttischen Frau Spille.“

„Ich restauriere es, daß keine Spur zurückbleibt,“ versicherte der Maler und eilte sich, einen großen Nagel herbeizuschaffen. Doch so leicht ließ sich der nicht in die Stirn hineingehören, dazu war ein Hammer nötig, da das Porzell auf Holz gemalt war. Doch nachdem der Nagel durch das Holz geschlagen, glitt er, ohne daß er noch einer Anstrengung bedurfte hätte, in die dahinter befindliche Wand.

„Hinter dem Bild muß eine Öffnung sein,“ sagte der Maler, atemlos vor Eifer, „wir sollten das Bild herabnehmen.“

Der Graf, von dem Enthusiasmus des anderen angefaßt, erklärte sich sofort bereit dazu, und half Frau Spille Firnburgs Porträt auf der Erde gegen die Wand geleßt und es schien, als ob ihre spöttischen Augen jede Bewegung der beiden Männer verfolgten.

Wo sie die Spitze des Nagels durchdrungen, zeigte sich ein kleines Loch in der Stofftapete, und ohne Befinnen erweiterte der Graf die winnige Öffnung, indem er den Zeigefinger hindurchstieß. „Heureka, ich glaube, wir sind auf rechter Fährte,“ jubelte er und zerrte den mühen Brot auseinander und eine handbreite Spalte in der Mauer ward frei. Mit bebenden Fingern zog der Graf ein verpacktes Ebenholzstäbchen daraus hervor, und mit bebenden

hohoste und spöttische Dame gezeichnet sein sollte. Leise vor sich hinsummend, stieg er die alte, schimmerberzierte Kreppe hinauf und betrat den langen schmalen Saal, in dem die reichhaltige Bibliothek untergebracht war. Rechts und links grüßten sie von den Wänden herunter, die Herren und Damen, die alle einmal auf Erden den Namen Firnburg getragen.

Professor Grader wandte sich den Frauenporträts zu, die auf der rechten Seite hingen. Sie schmückte alle der gleiche, fast ein wenig überladene wirkende Schmuck, den auch die junge Gräfin besaß, doch trugen sie noch eine seltsam geformte Kette um den Hals mit einer großen Sphinx von Brillanten, in dunkelgelbter antiker Goldumfassung.

Ob sie diese Sphinx wirklich bereinigen befehlen, die arme unglückliche Schottenkänigin, deren größtes Verbrechen wohl ihr heißes Herz gewesen. Möglich! Vielleicht war's auch nur eine jener Sagen, wie sie oft in allen Schmuckstücken haften. Jedenfalls aber war's ein herrliches, seltenes Stück gewesen, und man vermochte zu begreifen, daß energig versucht worden war, das Verlorene wieder aufzufinden, wie die Gräfin vorhin erzählte.

Der Professor machte vor einem Bilde Halt, das eine stolze, spöttisch-blickende Frau zeigte. „Spilla, Gräfin von Firnburg, 1770—1810“ stand darunter.

Aufmerksam betrachtete er die die Sphinx, die an der breiten Kette befestigt war, die sich um den Hals der dunkelhaarigen Frau wend und dann schritt die hohe Männergestalt weiter vor Bild zu Bild. Sieben Frauenporträts hingen an der rechten Wand und auf allen sah man die Sphinx, nur auf den beiden letzten Bildern nicht, wodurch der Professor, auch ohne die Unterschrift zu lesen, wußte, daß diese zwei Porträts die Großmutter und die Mutter des jetzigen Schloßherrn darstellten. Bei diesem Betrachten kam es ihm völlig bedenkenlos von den Lippen: „Jäh! nicht von rechts, doch fünf von links,“ und von einem plötzlichen Gedanken erfaßt, begann er die Frauenbilder zu zählen.

Das fünfte von links war sie ja selbst, bis hochhafte Spille Firnburg, vielleicht war er des Nägeles Lösung auf der Spur, und „Jäh!“ nicht von rechts, doch fünf von links.“

Dann grüßte sicher die die Sphinx,“ erkläre er hinter ihm, und als sich der Künstler umwandte, stand er dem Schloßherrn gegenüber, der ihm freundlich die Hand reichte und erklärte meinte: „Ich wollte mir ein Buch aus der Bibliothek holen und finde Sie nun hier, wie es scheint, dabei, des alten Verßes Tiefe zu ergründen. Meine Frau sprach Ihnen wohl davon. Lassen Sie's, es ist verlorene Liebesmüh.“ Ein melancholischer Zug spielte um seinen Mund. „Um die Sphinx tät es mir nicht leid, aber um Firnburgs Bild ist's schade!“

Der andere hörte kaum, was der Graf sprach, er stand noch immer vor Frau Spilles Bild und sprach nach: „Dann grüßte sicher die die Sphinx,“ dabei deutete seine Rechte auf die gemalte Brillantensphinx, die Spille trug. Noch einmal sprach er die Zeile und der Graf begriff, welcher Gedankenausgang der Professor verfolgte, und leise sagte er, indem er nachdenklich das gemalte Schmuckstück betrachtete:

„Boh' eifrig ihr ein Nägelein,“ Tief in die breite Stirn hinein.“

Dann fuhr er fort: „Wenn man genau wüßte, ob man des Nägeles Lösung fände, wäre es wohl nicht schade, ein Nägelein durch die breite Stirn der Sphinx zu bohren und damit zugleich durch das Bild der hochhaften, spöttischen Frau Spille.“

„Ich restauriere es, daß keine Spur zurückbleibt,“ versicherte der Maler und eilte sich, einen großen Nagel herbeizuschaffen. Doch so leicht ließ sich der nicht in die Stirn hineingehören, dazu war ein Hammer nötig, da das Porzell auf Holz gemalt war. Doch nachdem der Nagel durch das Holz geschlagen, glitt er, ohne daß er noch einer Anstrengung bedurfte hätte, in die dahinter befindliche Wand.

„Hinter dem Bild muß eine Öffnung sein,“ sagte der Maler, atemlos vor Eifer, „wir sollten das Bild herabnehmen.“

Der Graf, von dem Enthusiasmus des anderen angefaßt, erklärte sich sofort bereit dazu, und half Frau Spille Firnburgs Porträt auf der Erde gegen die Wand geleßt und es schien, als ob ihre spöttischen Augen jede Bewegung der beiden Männer verfolgten.

Wo sie die Spitze des Nagels durchdrungen, zeigte sich ein kleines Loch in der Stofftapete, und ohne Befinnen erweiterte der Graf die winnige Öffnung, indem er den Zeigefinger hindurchstieß. „Heureka, ich glaube, wir sind auf rechter Fährte,“ jubelte er und zerrte den mühen Brot auseinander und eine handbreite Spalte in der Mauer ward frei. Mit bebenden Fingern zog der Graf ein verpacktes Ebenholzstäbchen daraus hervor, und mit bebenden

hingen öffnete er es. Da schimmerte den beiden Männern an breiter köstlicher Goldkette die Sphinx entgegen, die einst Maria Stuart gehört haben sollte. Herrlich freude der Schloßherr dem Professor die Hand hin und freudig bewegt sagte er:

„Glaub' mir, dann lehren wohl zu rüd: Die Sphinx und auch des Hauses Bild!“

Dann sprach er weiter: „Und nun, lieber Professor, kommen Sie zu meiner Frau, wir wollen ihr die gute Bekohung bringen. Fortan werden die Frauen unserer Familie wieder die Sphinx tragen, und das Bild stellt wieder auf Firnburg. Mein armer Vater hat wohl durch das Mißgeschick seines Vaters, der durch einen Sturz vom Pferd zum Krüppel ward, an die Glücksfuge der Sphinx geglaubt und ist dadurch ein Melancholiker geworden, und ich fürchte, daß auch ich vor ihm nachgeben, doch nun haben wir das Bild wieder und wollen es halten,“ er schwenkte das Ebenholzstäbchen. „Sonderbar,“ er schüttelte den Kopf, „daß vor Ihnen niemand auf die Idee kam, die Rechnung des Verßes hier bei den Bildern zu probieren. Jetzt erscheint mir das so einfach und selbstverständlich.“

„Wie einem das meiste einfach und selbstverständlich erscheint, nachdem man es weiß!“ lächelte Professor Grader, „sehen Sie nur, Herr Graf, kommt es mir nur so vor, oder verhält es sich so, ich meine, Frau Spilla von Firnburg sieht jetzt noch spöttischer aus als vorm.“

„Ja, mit kommt es auch so vor,“ der Graf machte dem an die Wand gemalten Bild eine tiefe übermüthige Verneigung und lachte froh: „Glaub' mir, dann lehren wohl zu rüd: Die Sphinx und auch des Hauses Bild!“

Trauriges Kulturbild.

Seiten und Entbehrungen russischer religiöser Kanakier.

Ein eigenartiges, echt russisches Bild von den Leiden und Entbehrungen einer Schar von religiösen Kanakieren, die durch die Persönlichkeit des russischen Mönches Innocentius fokoiniert ihre Heimstätte verließen und auf der Suche nach dem neuen Zion in bitterer Winterkälte eine Pilgerfahrt aus dem Gouvernement Boboien bis zu dem Omega-Flusse antreten, entwirft ein russischer Korrespondent, der zugleich von der Festnahme des kanakischen Mönches berichtet. Die Schar der Gläubigen, die den Mönch auf seiner Wanderung geleiteten, war weit über 1000 Köpfe angewachsen, vorwiegend kleine Bauern aus den Molschprovinzen, die Haus und Hof verkaufen und singend und betend ihrem Führer folgten. Die Menge war von der Gültigkeit des Mönches überzeugt, und die jetzt erfolgte Verhaftung hat diesen Glauben noch bestärkt. Dazu kommen einige Zufälle, die auf die Phantasie der abergläubischen Bauern eingewirkt haben und als Wunder angesehen wurden. Als die Genarmen kamen, um den Bruder Innocentius zu verhaften, nahm die Menge eine drohende Haltung an, und um sie einzuschüchtern, wollte einer der Genarmen einen blinden Schuß abfeuern. Aber dreimal versagte das Gewehr. Und ein zweites „Wunder“ hatte sich schon vorher in Balta ereignet, als ein Zyprianit, ein Volkseidame, den führenden Mönch beschimpfte und mit drohenden Gebärden auf ihn zutrat. Der Mönch blickte dem Angreifer fest ins Auge und sagte ruhig: „Weber deine Hand noch dein Fuß soll sich rühren.“ Der Beamte blieb wie erstarrt stehen und wagte nichts mehr zu sagen.

Diese Zwischenfälle und manche andere ähnlicher Art führten dem Mönche immer neue Anhänger zu, und in bitterer Winterkälte, vor Frost zitternd und halb verhungert, zog die Schar durch Schnee und Eis. Manche der Gläubigen trugen aus dem Verkauf ihres Eigentums zwar Geld bei sich, aber inmitten der Einöde war ihnen das von keinem Nutzen. Die Prozeffion brachte so viel Unruhe ins Land und der Anblick der erschöpften Zions-Wanderer wirkte zugleich so aufreizend und so erschütternd, daß die Regierungsbefehden von Archangel schließlich eingriffen, den Pilgerzug aufhalten ließen und den Führer festnahmen. Als Innocentius dem Wizegouverneur vorgeführt wurde und man ihn fragte, wohin er zöge, entgegnete er nur: „Ich suche das neue Zion,“ und sofort fielen seine Anhänger ein und sangen ihr Lied: „Wir suchen das neue Zion.“ Das rote Kreuz ist um Stilleistung bei der Pflege der Kanakier gegeben worden, die 1000 Anhänger des Innocentius haben bereits eine Winterwanderung von über 1800 Kilometer hinter sich.

— Die grausame Schwiegermutter. Meyer: Herr Gott, Schwelge — fesselt du aber schön! Was fesselt dir denn?

Schwelge: Arr! Schredlich! Seit einer Woche ist meine Schwiegermutter zu Besuch — und die muß ich jeden Tag ins Aquarium begleiten!